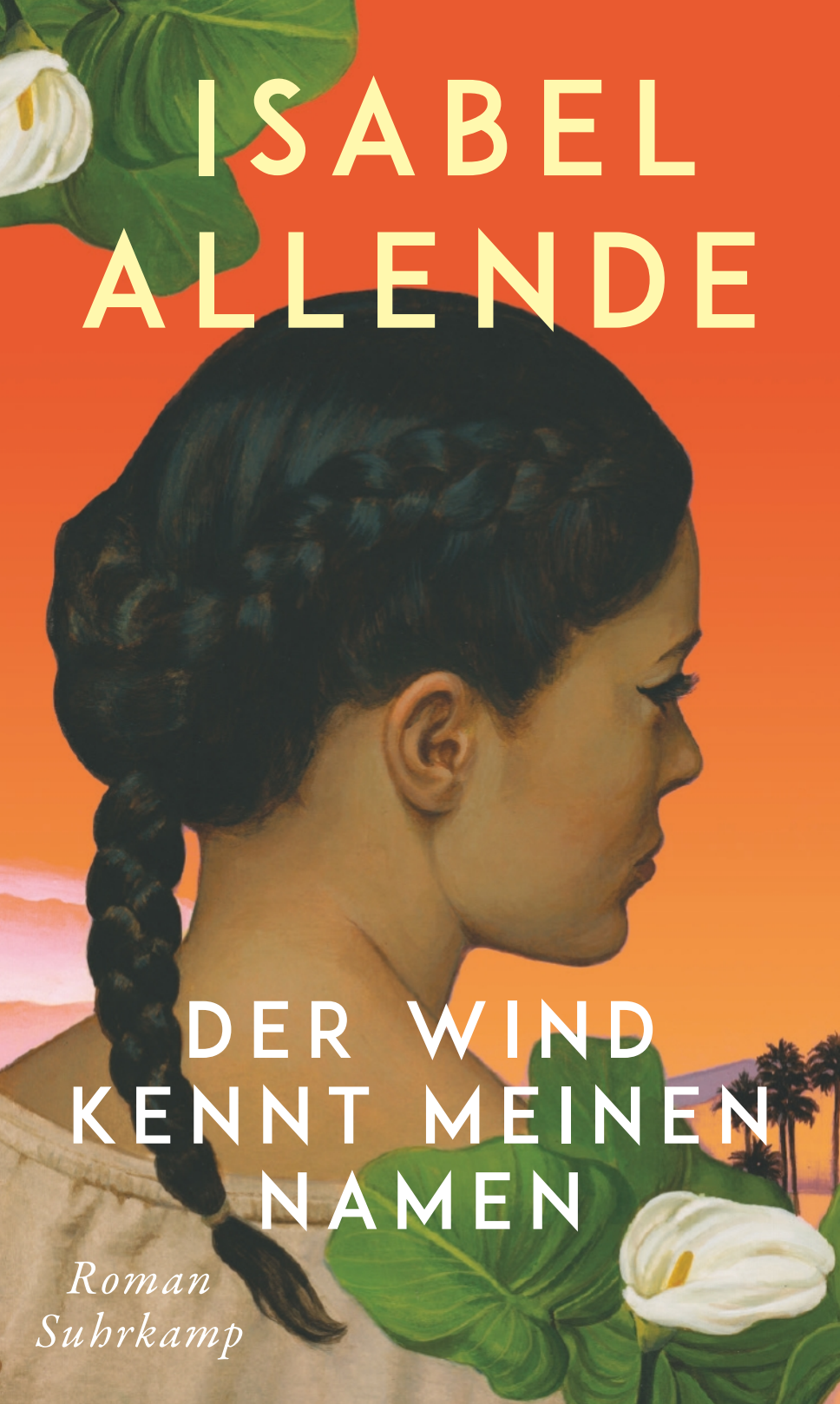


The background of the cover is a warm orange-red color. In the top left corner, there is a white peace lily flower with large green leaves. In the bottom right corner, there is another white peace lily flower with large green leaves. The central illustration is a profile of a woman's head and shoulders, facing right. She has dark hair styled in a thick braid that loops around her head and hangs down. The background behind her head shows a hint of a landscape with palm trees under a sunset sky.

ISABEL
ALLENDE

DER WIND
KENNT MEINEN
NAMEN

Roman
Suhrkamp

SV

Isabel Allende



DER WIND
KENNT MEINEN
NAMEN



Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
El viento conoce mi nombre bei Plaza & Janés, Barcelona.

Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

© Isabel Allende, 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
nach Entwürfen von bij Barbara,

Wereldbibliotheek/Park Uitgevers, Amsterdam.

Umschlagillustration: Pierre Mornet

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43200-6

www.suhrkamp.de



DER WIND
KENNT MEINEN
NAMEN



*Lori Barra und Sarah Hillesheim
für ihr tiefes Mitgefühl*

Hier mein Geheimnis. Es ist ganz einfach:
man sieht nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.

Antoine de Saint-Exupéry,
Der kleine Prinz

Es gibt einen Stern, wo die Menschen und die Tiere alle
glücklich sind, und er ist besser als der Himmel,
weil man nicht sterben muss, um hinzukommen.

Anita Díaz

～ DIE ADLERS ～

Wien, November 1938

Ein Unglück lag in der Luft. Seit dem frühen Morgen fegte der Wind unstedet durch die Straßen, pfiß um die Häuser und drang durch die Ritzen von Türen und Fenstern. »Es wird eben Winter«, redete Rudolf Adler sich gut zu, doch die Beklemmung, die ihm seit Monaten die Brust eng machte, konnte er schwerlich dem Wetter oder der Jahreszeit anlasten.

Die Angst war ein Gestank von Rost und Unrat, der ihm beständig in der Nase hing. Weder sein Pfeifentabak noch der Zitrusduft seines Rasierwassers vermochte ihn zu überdecken. Von den Böen aufgewirbelt, nahm ihm dieser Angstgestank jetzt am Nachmittag den Atem, ihm war schwindelig und übel. Deshalb beschloß er, die letzten Patienten im Wartezimmer fortzuschicken und die Praxis vorzeitig zu schließen. Seine Sprechstundenhilfe fragte besorgt, ob er krank sei. Sie arbeitete seit elf Jahren bei ihm, und in all der Zeit hatte er seine Pflichten niemals vernachlässigt. Dr. Adler war ein gewissenhafter und pünktlicher Mensch. »Nichts Ernstes, nur eine Verkühlung, Frau Goldberg«, sagte er. »Ich gehe nach Hause.« Sie brachten noch gemeinsam das Sprechzimmer in Ordnung, desinfizierten

die Instrumente und verabschiedeten sich wie jeden Tag an der Tür, ohne zu ahnen, dass sie einander nie wiedersehen würden. Frau Goldberg bog ab zur Tramhaltestelle, und Rudolf Adler zog den Kopf zwischen die Schultern, hielt mit der einen Hand seinen Hut, mit der anderen die Arzttasche fest und ging schnellen Schrittes zur nahe gelegenen Apotheke. Das Pflaster war feucht, und der Himmel hing tief. Es musste genieselt haben, dachte er, und sicher würde später einer dieser Herbstschauer niedergehen, die ihn immer ohne Schirm antrafen. Tausende Male war er durch diese Straßen gegangen, er hätte den Weg mit geschlossenen Augen gefunden und staunte doch stets aufs Neue über seine Stadt, die eine der schönsten der Welt war, bewunderte ihre barocken Häuserzeilen und Jugendstilfassaden, ihre majestätischen Bäume, die langsam die Blätter verloren, den Platz in seinem Viertel mit dem Reiterstandbild, das Schaufenster der Konditorei mit den süßen Verlockungen und den Antiquitätenladen voller rarer Fundstücke. Doch heute hob er den Blick nicht vom Boden. Er trug das Gewicht der Welt auf seinen Schultern.

Die bedrohlichen Gerüchte hatten am Morgen mit der Nachricht von einem Attentat in Paris begonnen: Ein deutscher Diplomat war von einem jüdischen Jungen aus Polen mit fünf Schüssen getötet worden. Die Lautsprecher des Dritten Reichs plärrten nach Rache.

Seit sich Deutschland im März Österreich einverleibt hatte und die Wehrmacht, unter dem Jubel der Massen, mit militärischem Pomp in Wien aufmarschiert war, lebte

Rudolf Adler in Angst. Seine Unruhe reichte Jahre zurück und war in dem Maß gewachsen, in dem die Nazis im Land, von Hitler mit Geld und Waffen versorgt, stärker wurden. Sie benutzten den Terror als politische Waffe, schürten den Unmut, vor allem der Jugend, über die wirtschaftliche Misere, die sich seit der Weltwirtschaftskrise von 1929 hinzog, und das Gefühl der Demütigung nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg. 1934 hatten sie Bundeskanzler Dollfuß bei einem gescheiterten Putschversuch getötet und seitdem weitere achthundert Menschen durch Attentate ermordet. Sie schüchterten ihre politischen Gegner ein, zettelten Straßenunruhen an und drohten mit Bürgerkrieg. Zu Beginn des Jahres 1938 geriet die Gewalt im Land außer Kontrolle, und zugleich drängte Deutschland von jenseits der Grenze auf den Anschluss Österreichs. Obwohl die Regierung den Deutschen Zugeständnisse machte, befahl Hitler schließlich den Einmarsch. Die österreichischen Nationalsozialisten hatten den Boden bereitet, und die Wehrmachtsverbände trafen nicht auf Widerstand, ja, wurden von einer Mehrheit der Bevölkerung sogar mit Applaus empfangen. Die Regierung dankte ab, und zwei Tage später zog Hitler selbst triumphal in Wien ein. Die Nazis brachten das Land umfassend unter ihre Kontrolle. Jede Opposition wurde verboten. Unverzüglich traten die deutschen Gesetze in Kraft, wurde der Unterdrückungsapparat aus Gestapo und SS mit seinem fanatischen Judenhass auf Österreich ausgeweitet.

Rudolf war klar, dass auch seine Frau Rachel, die früher so überlegt und tüchtig gewesen war und nie zu Schwarzseherei geneigt hatte, inzwischen wie gelähmt war vor Angst

und ihren Alltag nur noch mit Hilfe von Medikamenten bewältigen konnte. Beide bemühten sich, ihren Sohn Samuel von allem abzuschirmen, aber mit seinen bald sechs Jahren war der Junge fast schon reif wie ein Erwachsener: Er beobachtete, hörte zu und verstand, ohne Fragen zu stellen. Am Anfang hatte Rudolf seiner Frau dieselben Beruhigungsmittel gegeben, die er auch einigen seiner Patienten verschrieb, doch als sie zusehends ohne Wirkung blieben, stellte er die Behandlung auf starke Tropfen um, die er in dunklen Flakons ohne Etikett bekam. Er selbst hätte sie genauso nötig gehabt wie seine Frau, durfte sie aber nicht nehmen, weil sie seine Berufsausübung beeinträchtigt hätten.

Die Tropfen bekam er unter der Hand von Peter Steiner, dem Apotheker, mit dem er seit vielen Jahren befreundet war. Adler war der einzige Arzt, dem Steiner die eigene Gesundheit und die seiner Familie anvertraute. Kein Gesetz, das Beziehungen zwischen Ariern und Juden unter Strafe stellte, hätte an der Wertschätzung, die sie füreinander empfanden, etwas ändern können. In den letzten Monaten musste Steiner es jedoch vermeiden, mit seinem Freund gesehen zu werden, weil er sich keinen Ärger mit der Naziverwaltung im Bezirk leisten konnte. Früher hatten sie unzählige Partien Poker und Schach miteinander gespielt, Bücher und Zeitschriften getauscht und Ausflüge in die Berge oder zum Angeln unternommen, um ihren Ehefrauen zu entfliehen, wie sie lachend sagten, und in Steiners Fall auch einem Stall voll Kindern. Jetzt nahm Adler an den Pokerrunden in Steiners Hinterzimmer nicht mehr teil. Der Apotheker

empfang ihn am Hintereingang und gab ihm die Tropfen, ohne das in seiner Buchhaltung zu vermerken.

Vor der Machtübernahme hatte sich Peter Steiner nie Gedanken über die Herkunft der Adlers gemacht, für ihn waren sie Österreicher wie er selbst. Dass sie, wie rund 200 000 weitere Einwohner des Landes, Juden waren, spielte für ihn keine Rolle. Er war Agnostiker, fand den christlichen Glauben, mit dem er selbst aufgewachsen war, genauso vernunftwidrig wie jede andere Religion und wusste, dass es Rudolf nicht anders ging, auch wenn der seiner Frau zuliebe bei einigen Gebräuchen seine Rolle wahrnahm. Rachel legte Wert darauf, ihrem Sohn Samuel in der Tradition und der jüdischen Gemeinschaft einen Halt zu geben. Die Steiners waren am Freitagabend zumeist zur Schabbatfeier bei den Adlers. Rachel und ihre Schwägerin Leah bereiteten immer alles liebevoll vor: das feine Tischzeug, neue Kerzen, den Fisch nach einem Rezept der Großmutter, das Brot und den Wein. Rachel und ihre Schwägerin standen sich sehr nah. Leah war jung Witwe geworden, sie hatte keine eigenen Kinder und sich der kleinen Familie ihres Bruders Rudolf angeschlossen. Rachels Drängen, doch zu ihnen zu ziehen, gab sie zwar nicht nach und wohnte weiter allein, aber sie kam oft zu Besuch. Sie war gern unter Menschen und engagierte sich in der Synagoge bei verschiedenen Hilfsangeboten für bedürftige Gemeindemitglieder. Von ihren beiden Brüdern war ihr nur Rudolf geblieben, seit der jüngere nach Palästina in einen Kibbuz ausgewandert war, und Samuel war ihr einziger Neffe. Am Schabbatabend saß Rudolf der Tafel vor, wie es vom Familienvater erwartet wurde. Er

hielt die Hände über Samuels Kopf und bat um Gottes Segen und Schutz, um seine Gnade und um Frieden. Mehr als einmal ertappte Rachel ihn dabei, dass er gleichzeitig seinem Freund Peter zuzwinkerte. Sie ließ ihm das durchgehen und verstand es nicht als Spott, sondern bloß als Geste der Verbundenheit zwischen diesen beiden Ungläubigen.

Die Adlers gehörten zum säkularen und gebildeten Bürgertum, waren typische Vertreter der besseren Wiener Gesellschaft allgemein und insbesondere der jüdischen. Rudolf hatte Peter erklärt, dass seine Leute wegen der jahrhundertelangen Diskriminierung, Verfolgung und Vertreibung überall auf der Welt erheblich mehr Wert auf Bildung als auf Besitz legten. Der konnte ihnen genommen werden, wie es ja im Lauf der Geschichte immer wieder geschehen war, doch konnte sie niemand ihrer geistigen Schätze berauben. Ein Dokortitel wurde daher weit höher geschätzt als ein Vermögen auf der Bank. Rudolf stammte aus einer Handwerkerfamilie, die stolz darauf war, dass einer von ihnen es zum Arzt gebracht hatte. Mit dem Beruf gingen Anerkennung und Autorität einher, was in seinem Fall jedoch nicht gleichbedeutend war mit Geld. Rudolf Adler war keiner der berühmten Chirurgen seiner Zeit und auch nicht Professor an der renommierten Universität Wien, er war ein fähiger und hingebungsvoller Hausarzt, der die Hälfte seiner Patienten gratis behandelte.

Die Freundschaft zwischen Rudolf Adler und Peter Steiner gründete auf gemeinsamen Neigungen und Wertvorstellungen: Beide hegten eine unstillbare Neugier auf alles Wis-

senschaftliche, sie liebten klassische Musik, waren unersättliche Leser und sympathisierten mit der Kommunistischen Partei, die seit 1933 verboten war. Auch verband sie eine tiefe Abneigung gegen den Nationalsozialismus. Seit Adolf Hitler sich vom Kanzler zum Diktator mit absoluter Machtbefugnis erklärt hatte, ereiferten sich die beiden im Hinterzimmer der Apotheke über den Zustand der Welt und des Jahrhunderts, in dem sie leben mussten, und trösteten sich mit einem Brandy, der dazu getaugt hätte, Metall zu verätzen. Der Apotheker destillierte ihn selbst in seinem Keller, einem kühlen Gewölbe, wo er auch fein säuberlich geordnet all das lagerte, was er für die Herstellung und Abfüllung von etlichen Arzneimitteln benötigte, die er in seiner Apotheke verkaufte. Manchmal brachte Adler seinen Sohn Samuel mit in diese Unterwelt, um mit Steiner zu »arbeiten«. Der Junge vertiefte sich für Stunden darin, Pülverchen und verschiedenfarbige Flüssigkeiten, die der Apotheker ihm reichte, zu mischen und abzufüllen. Keins der Apothekerkinder durfte diese verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen.

Jedes Gesetz, das seinen Freund weiter seiner Würde beraubte, tat Steiner in der Seele weh. Er hatte Rudolf zum Schein die Praxisräume und die Wohnung abgekauft, um zu verhindern, dass sie beschlagnahmt wurden. Die Praxis war ausgezeichnet gelegen im Parterre eines Bürgerhauses, und Adler wohnte mit seiner Familie im Stockwerk darüber. In Praxis und Wohnung hatte der Arzt sein gesamtes Vermögen gesteckt, und sie auf einen anderen Namen zu überschreiben, und sei es der seines Freundes Peter, war eine

Notmaßnahme, die er ohne Rücksprache mit seiner Frau getroffen hatte. Rachel hätte dem niemals zugestimmt.

Rudolf Adler versuchte sich einzureden, die judenfeindliche Hysterie werde bald abflauen, in Wien, der gebildeten Stadt Europas, sei dafür kein Platz, schließlich waren von den vielen großen Musikern, Philosophen und Wissenschaftlern, die hier geboren worden waren, etliche Juden. In Hitlers Hetzreden, deren Ton mit den Jahren immer schärfer geworden war, wollte er nur eine weitere Ausprägung des Rassismus sehen, den schon seine Vorfahren ertragen mussten, was sie nicht daran gehindert hatte, mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben und es zu etwas zu bringen. Vorsichtshalber hatte er seinen Namen von der Praxistür entfernt, was wenig Auswirkungen hatte, da er seit vielen Jahren in diesen Räumen praktizierte und weithin bekannt war. Sein Patientenstamm war geschrumpft, weil die »Arier« nicht mehr kommen durften, aber bestimmt würden sie zurückkehren, sobald sich die Gemüter in der Stadt beruhigten. Er vertraute auf seine beruflichen Fähigkeiten und sein wohlverdientes Renommee. Und dennoch, mit jedem Tag wurde die Lage angespannter und dachte er ernsthafter darüber nach, das Land zu verlassen und dem Sturm zu entfliehen, den die Nazis entfacht hatten.

Rachel Adler schob sich eine Tablette in den Mund und schluckte sie trocken, während sie in der Bäckerei auf ihr Wechselgeld wartete. Sie trug modisches Beige und Bordeauxrot, ihren Herbstmantel mit einem Gürtel um die Taille gerafft, den Hut leicht schräg aufgesetzt und dazu Sei-

denstrümpfe und hohe Schuhe. Sie war hübsch und noch keine dreißig, doch machte ihr ernster Gesichtsausdruck sie um Jahre älter. Sie verbarg ihre zitternden Hände in den Mantelaufschlägen und bemühte sich, in unbeschwertem Ton auf das zu antworten, was der Bäcker über das Attentat in Paris daherredete:

»Was hat sich dieser Bazi nur dabei gedacht? Einen Diplomaten erschießen! Das kann nur einem Polen einfallen!«

Sie kam von ihrer letzten Stunde bei ihrem besten Schüler, einem Fünfzehnjährigen, dem sie Klavierunterricht gegeben hatte, seit er sieben war, einer der wenigen, die es ernst meinten mit der Musik. »Verzeihen Sie, Frau Adler, Sie werden sicher verstehen ...«, hatte die Mutter des Jungen zum Abschied verschämt gesagt. Sie hatte ihr das Dreifache der Klavierstunde bezahlt und Anstalten gemacht, sie in die Arme zu schließen, es dann aber gelassen, weil sie ihr wohl nicht zu nahe treten wollte. Ja, Rachel verstand das. Sie war der Frau dankbar, sie hatte sie etliche Monate länger beschäftigt als ratsam. Rachel kämpfte gegen ihre Tränen an, um erhobenen Hauptes zu gehen, sie mochte den Jungen und sah es ihm nach, dass er stolz für »Blut und Ehre« die kurze schwarze Hose und das braune Hemd der Hitlerjugend trug. Alle Jugendlichen waren Teil der Bewegung, es blieb ihnen kaum etwas anderes übrig.

»In was für eine Gefahr uns dieser Polenbengel gebracht hat! Haben Sie gehört, was im Radio gesagt wird, Frau Adler?«, redete der Bäcker immer weiter.

»Hoffen wir, dass es bei Drohungen bleibt«, sagte sie.

»Schauen Sie, dass Sie nach Hause kommen. In den Stra-